

(1998, 1992), und von Politikern wie Aujoulat (1960) habe ich zurückgegriffen. Diese literarischen Dokumente haben mir einen Eindruck von der Atmosphäre vermittelt, was hilfreich war, um den analytischen Kontext zu verstehen. Obgleich ich Belletristik nicht systematisch als Theorie genutzt habe, waren belletristische Publikationen hilfreich für meinen Forschungs- und Erkenntnisprozess: als Resonanzboden, um *Versicherheitlichungsprozesse* besser zu verstehen, und um Mythen, Gerüchte und Narrative verorten zu können, die im untersuchten Material auftauchten. Die Bücher von Mongo Beti, die viele Kameruner_innen gelesen hatten, dienten nicht zuletzt als Gesprächsgrundlage.

5.3 Forschungsethik: Das postkoloniale Dilemma

Wie im Abschnitt 5.1. betont, spielt in postkolonialen Arbeiten die eigene Verortung in der Forschungssituation eine große Rolle. So verweisen postkoloniale Ansätze auf die Bedeutung der Auseinandersetzung mit eigenen privilegierten Positionierungen und Einstellungen sowie die Prämisse, sich im Forschungsprozess um ein dialogisches und kooperatives Verhältnis mit dem Gegenüber zu bemühen. Nicht nur gilt es, so meine Auffassung, den eigentlichen Prozess der Wissensermittlung zu reflektieren, sondern auch zu bedenken, was mit diesem Wissen *nach* der Forschungsarbeit passiert. Mit meiner Art der Forschung habe ich mich also in ein *postkoloniales Dilemma* begeben, das ich nicht auflösen konnte, aber kurz erläutern will – Denn koloniale Beziehungen spielten im Erhebungsprozess, aber auch bei der Auswertung eine besondere Rolle: Bei Begriffen wie Feldforschung, bei Expert_inneninterviews, aber auch im *kolonialen Archiv* zeigten sich asymmetrische und hierarchische Machtbeziehungen mehr als deutlich. Zudem wird in meiner Arbeit die antikoloniale Partei UPC zunächst als der sogenannte *Andere* im Sinne Lacans (Zizek, 2001, p. 216) aus dem Blickwinkel der Kolonialmacht analysiert; nur durch ihre eigene Textproduktion bekommt sie die Möglichkeit, sich dieser Objektivierung zu entziehen. Die Objektivierung findet dabei in einer spezifischen internationalisierten Situation statt: Diese schafft als Bedingung der Anerkennung, in einem bestimmten (Sicherheits-)Sprachcode zu sprechen und eine bestimmte Sprache zu wählen – eine, die eine moderate politische Positionierung ausdrückt. Der bewaffnete Unabhängigkeitskampf der UPC als ein Thema meiner Arbeit konfrontierte mich zudem mit der Frage, wie Gewalt, die weder eindeutig noch abgeschlossen ist, dargestellt bzw. analytisch einbezogen werden kann (Riekenberg, 2012). Relevant wurde diese Frage beim Umgang mit spezifischen Dokumenten aus französischen Archiven, etwa Fotografien toter UPC-Kämpfer_innen oder von der Leiche von Um Nyobé. Trotz großer Betroffenheit, versuchte ich bei der Betrachtung der Bilder, eigene Binaritäten zu reflektieren und nicht sinnentscheidend werden zu lassen sowie einen distanzierten Blick auf Gewalt aufrechtzuerhalten; und doch blieb ich

nicht unberührt. Dennoch versuchte ich, in Bezug auf Gewalt, Beck und Werron zu folgen, die Gewalt als ein sozial konstruiertes Phänomen begreifen, dass sich in der triangulären Struktur zwischen Täter, Opfer und Beobachter entwickelt (Beck und Werron, 2013, p. 262).

Neben der eigenen affektiven Involviertheit, führt diese Problematik um die Darstellung von Gewalt zu der Frage, ob die analytische Konstruktion zwischen international, national und lokal – etwas plakativer formuliert: zwischen Kolonisierer_innen und Kolonisierten – überhaupt hilfreich sind, um (gerade) Beziehungen, Handlungsspielräume und Verschiebungen jenseits dieser binären Grenzen sichtbar zu machen. In diesem Sinne habe ich versucht, mir sympathischere Positionen nicht gleichzusetzen mit Progressivität und Postkolonialität, um nicht in die Falle der Überhöhung des Lokalen zu tappen. Das bedeutet natürlich nicht, die Notwendigkeit infrage zu stellen, meine Positionierung als Forscherin kritisch zu reflektieren – ich frage mich jedoch, inwiefern eine Süd-Positionierung an sich die Analyseergebnisse ändern kann und inwiefern dabei wiederum Projektionen meinerseits im Spiel sind (Appeltshauser, 2016).

In diesem Zusammenhang hat mich stets die ambivalente Beziehung zwischen Positionalität und Sprechakt beschäftigt. Eigene Hierarchisierungen von Wissen habe ich zu überwinden versucht, auch durch die Konzentration auf Forschungsarbeiten, die diese Problematik explizit thematisieren oder darauf verweisen. Anregungen lieferten reflexive und emanzipatorische methodologische Ansätze (Smith, 1999). Auch bemühte ich mich, meinen Umgang mit den Daten beständig zu reflektieren. All dies führte zu einer Reflexion über meine eigene Stellung im Feld: Als weiße Wissenschaftlerin aus dem *globalen Norden* bin ich Teil der sozialen Welt, die nicht getrennt ist vom Feld, das ich untersuche. Daher scheint es mir auch unmöglich, objektiv soziale und politische Dynamiken darzustellen, ohne meine Situiertheit innerhalb des Forschungskontexts zur reflektieren. Diese Situiertheit zeigte sich physisch im Forschungskontext: Insbesondere in kamerunischen Archiven wurde mir, ohne dass ich es anstrebe, stets eine Sonderrolle zugesprochen; verstärkt wurde dies durch die Tatsache, dass ich es mir leisten konnte, für das Fotografieren der Dokumente zu bezahlen und dass ich zudem über die technische Ausrüstung verfügte, die gewünschten Dokumente abzulichten. Meine Forschungsaufenthalte in Kamerun wurden finanziert, und ich konnte problemlos einreisen – umgekehrt wäre dies für kamerunische Forscher_innen, die in Deutschland forschen (wollen), sicherlich nicht in dieser Form möglich. Um diese Hierarchien und Kolonialität aufzubrechen, habe ich meine Fragen und Archivfunde stets in Gesprächen vor Ort rückzukoppeln versucht, insbesondere im Archiv in Buea und an Universitäten. So habe ich in Kamerun meine Annahmen regelmäßig mit Studierenden und Wissenschaftler_innen vor Ort diskutiert, um ihre Perspektiven einzubeziehen zu können und um herauszufinden, welche Fragen sie an meinen For-

schungsprozess haben. Die zahlreichen Gespräche, die ich dort geführt habe, bereichert und korrigierten mein aus den Akten gewonnenes Wissen immens.

Trotz der besagten Beschränkungen und mich in einem *postkolonialen Dilemma*, zwischen Anspruch und Wirklichkeit, befindend, habe ich mich für diese Forschungsarbeit entschieden. Ich habe mich bemüht, angemessen mit den aufgefundenen Dokumenten umzugehen, um die Geschichte der kamerunischen Dekolonialisierung analysieren zu können. Mit dieser Untersuchung kann ich die Bedeutung historisierender Ansätze und einer langfristigen Verlaufsperspektive für die IB aufzeigen und die besondere Konstellation der kamerunischen Geschichte nachzeichnen. Mir ist es wichtig zu zeigen, dass die deutsche Kolonialpräsenz und anschließende Treuhandzeit in Kamerun heutige gesellschaftliche und internationale Dynamiken prägt (wie sich etwa in Debatten um Zugehörigkeit zeigt). Zudem will ich betonen, dass die Analyse des internationalisierten Dekolonisierungsprozesses Kameruns die strukturprägenden Determinanten der internationalen Ordnung aufzeigen und damit das Verständnis für aktuelle Konfliktzusammenhänge verbessern kann. Im Sinne der Idee der geteilten Geschichte halte ich es für äußerst wichtig, diese Geschichte zu vermitteln und insbesondere ihre lokalen Nachwirkungen herauszuarbeiten. Nach diesen theoretischen und methodologischen Ausführungen werde ich nun in den folgenden Kapiteln meine empirischen Analyseergebnisse vorstellen.